

(Nachdruck verboten.)

2) Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Hyan.

Frau Martha, die die beiden vergebens hatte beschwichtigen wollen, war, aus Furcht, durch die Einmischung des Vaters könne die Sache nur noch schlimmer werden, gleich mit einer Erklärung bei der Hand.

„Sie sanken sich wieder mal, Bata! ...“

Und zur Tochter gewandt:

„Daß doch den Georg reden, Ella, ich versteh' Dich ja nich!“

„Aber sie vasteht mich!“ höhnte Georg.

Und in die wütende Entgegnung des Mädchens, das laute zornige Dreinreden des Vaters und die ängstlichen Versöhnungsversuche der Mutter tönte plötzlich scharf mehrmals hintereinander der Ton der Entreeglocke.

Ella floh rasch in die Stube, der Vater sagte: „Nanu, wer is denn da schon in aller Herjottsfröhe?“ und die Mutter öffnete.

Zwei Männer, die draußen gestanden hatten, betraten sofort die Küche.

„Was denn?“ fragte Frau Sellwig ratlos, „was wünschen Sie?“

„Ja, was wünschen Sie denn?“ fragte nun auch Vater Sellwig in etwas schärferem Tone.

„Wohnt hier ein Georg Sellwig? ... Ihr Sohn, nicht wahr?“ fragte einer der beiden Männer.

Anton Sellwig, der Vater, nickte, etwas verduzt.

„Ja ... der is eben mal rausgegangen ...“

Georg war auf dem Klosett.

„Na, denn rufen Sie 'n bitte!“

„Aber was ist denn? ... was wollen Sie denn, meine Herren?“ fragte die Mutter, die vor Angst mit schnellem Atem sprach.

„Hat denn unser Georg was gemacht?“

Der selbe Beamte, der vorhin gesprochen hatte, suchte die Achseln.

„Rufen Se'n man rein ... Er wird schon wissen! ...“

Anton Sellwig besann sich für einen Augenblick auf seine Würde als Familienvater.

„Wer sind Sie denn eigentlich?“ sagte er mit unwilligem Kopfschütteln, „was? ... Daß Sie hier so mir nichts, Dir nichts in 'ne Wohnung von anständige Leute eindringen?“

„Von Ihnen wollen wir ja jar nichts“, sagte der andere Beamte, jetzt einlenkend, „wir suchen bloß den Georg Sellwig!“

Dem Alten schwall der Stamm.

„Ja, das is aber meine Wohnung, un id bin der Bata von den jungen Mann ...“

Georg kam, angelockt durch das Gespräch mit offenbar fremden Leuten:

„Da is er ja!“

Der von den Beamten, der eben gesprochen hatte, ging auf den jungen Mann zu, faßte ihn bei der Hand und sagte:

„Wir haben den Auftrag, Sie zu verhaften!“

„Im Nu war auch der andere Kriminalschutzmann dabei, den Arrestanten beim anderen Arm zu packen.“

Aber dieser Jüngling, über dessen gerader Nase, die groß und unvermittelt zwischen den stark hervortretenden Backenknochen hervorragte, ein paar Augen voll rücksichtsloser Schärfe blühten — dieser junge Arbeiter galt nicht umsonst in seinen Kreisen als Kraftmensch und zukünftiger Herkules — eine einzige, gewalttätige Drehung! und die beiden Schutzleute flogen rechts und links an die Wand.

Im nächsten Augenblick war Georg im Zimmer drin bei der aufkreischenden Ella und den Kindern, die — erwacht waren und weinten.

Die beiden Kriminalschutzleute, erboßt über ihre Niederlage, standen weder der weinenden und lamentierenden Mutter noch dem Vater Rede, dessen angenommene Würde längst wieder einer zitternden Angst gewichen war. Sie waren drauf und dran, die Tür zu erbrechen, hinter der Georg mit einem eichenen Knüttel in der Faust stand, als Frau

Martha sich aufs Bitten legte. Sie war die einzige, die hin und wieder noch Macht über den harten Sinn dieses Störrigen hatte.

„Georch! ... liebster, bester Georch, mach doch uff! ... bitte, bitte, mach doch die Tür auf! ... 'Sis ja nicht! ... 'S kann da keina was anhaben! ... Wer weesh, am Ende is'ts bloß 'n Mißverständnis! ... Sieh ma, se schlaren ja de Tür ein! ... Komm' doch raus! ... bitte, bitte, lieba Georch! ...“

Auf der anderen Seite parlamentierte der Meister mit den Beamten ... Nein, sie durften die Tür nicht demolieren! Das wäre keine Bohnung! ... Und ob sie denn überhaupt 'n Verhaftsbefehl hätten?“

Nein, den hatten die beiden Schutzleute nicht! Die sagten's nicht, aber sie selber wußten recht wohl, daß sie in einer Privatwohnung keine Verhaftung ohne Haftbefehl vornehmen durften. Das war ungesetzlich, aber es geschah tausendmal, die Verhaftung wurde angeordnet, der Haftbefehl vielleicht ausgeschrieben, aber der Beamte, der weiß, daß ihm das Publikum fast nie Widerstand entgegensetzt, vergaß ihn eben ... Hier lag die Sache etwas weniger einfach, der festgenommen werden sollte, setzte dem Widerstand entgegen und dessen eigener Vater, welcher zugleich Wohnungsinhaber war, fragte nach dem Haftbefehl, den sie nicht bei sich hatten. Die beiden sahen sich gegenseitig an und verständigten sich durch Blicke, ihre Absicht vorläufig wenigstens aufzugeben. Sie wollten schon gehen und der eine sich eben mit einer Art von Erklärung an die leise weinende Frau wenden, als plötzlich die Tür aufging und Georg, der vorläufig nur mit Hemd und Hose bekleidet war, heraustrat.

Den Knüttel, den er in der Hand hielt, warf er mit einer verächtlichen Gebärde den Beamten vor die Füße und sagte: „Wat is denn nu eigentlich? ... Westwejen bahasten Se mir denn?“

Die Beamten mochten eingesehen haben, daß hier im Guten mehr zu erreichen war. Der vorher zuerst Hand an den jungen Mann gelegt hatte, sagte jetzt weit höflicher: „Das wissen wir selbst nicht. Aber Sie tun besser, wenn Sie ruhig mitkommen ... Widerstand nußt Ihnen ja doch nichts!“ ...“

Dabei zog er seine Browningpistole aus der Paletot-tasche.

„Am Gotteswillen!“ schrie Frau Sellwig auf, während ihr Gatte ratlos, entrüstet und doch voller Angst hin- und herlief.

Aber Georg lachte.

„Lassen Se man ruhig steden! ... Davor fürchten wa uns ooch noch nich! ... Un iebrijens kann id ja ooch mitkommen ... beruhige Dir doch man, Mutter, det muß sich ja doch allens uffkleeren! ... Wer weesh, wer ma det Ei jelegt hat und hat mir denunziert? ...“

Frau Sellwig weinte immer heftiger. Ella, die jetzt wenigstens mit einer Taille bekleidet war, an der sie noch herumknöpfte, schluchzte auch. Und wie sich nun Georg zum Fortgehen fertig machte, kam plötzlich die kleine Mascha aus der Stube, hing sich an ihn und wollte ihn nicht loslassen. Auch als er endlich fertig war zum Mitgehen — die Mutter hatte ihm seinen Hut gesucht und der Vater fragte ihn mit zitternder Stimme zum zehnten Male:

„Sag' et doch Junge, wenn De wat ausjesressen hast! sag' et doch lieba! ...“ Auch da war die Kleine nicht zu bewegen, das Bein des großen Menschen loszulassen.

Aus ihren dunklen Kinderäugen stürzten die Tränen und flossen in die Locken, die wild über das Gesichtchen herabhängten. —

„Nein, nein!“ schrie sie immerfort, „er soll nich wechgehn! ... Er soll hierbleiben! ... Georg soll bei uns bleiben! Er soll nich wech!“

Da nahm der große Mensch das niedliche Mädchen auf den Arm, preßte den Buschellopf an seine Wange und es war etwas Dumpfes, Zerbrochenes in seiner Stimme, als er sagte:

„Daß man, Meinchen, ich komm ja halbe retuhr! ... laß doch man, Mascha, ja? ... komm, sei 'n liebet, kleenet Meechen! ... atjeh ...“

Aber das Kind war nicht zu beruhigen. Als die anderen alle schon ihrer Arbeit nachgegangen waren, der Vater mit Fluchen, das seine Ergriffenheit verdecken sollte, und Ella ebenso wie ihre Mutter nervös und verweint, da schluchzte und schrie die kleine Mascha immer noch:

„Unser Georg soll wiederkommen! . . . Die soll'n mich mitnehmen . . . die ollen Männer! . . . Georg . . . Georg! . . .“

2.

Als Ella Sellwig an diesem Abend aus dem Geschäft kam, wußte sie wirklich nicht, was sie tun sollte. Zu Hause war die Mutter sicher sehr elend von der schrecklichen Geschichte mit Georg und wartete auf sie, um mit ihr zu reden . . . Und Ella hätte auch gern selbst gewußt, was mit Georg geworden war, ob man ihn wieder freigelassen hatte; denn daß er wirklich was Schlechtes getan haben sollte, daran glaubte sie nicht . . . Ihr Vater hatte heute Gesangsverein, aber ob er hingehen würde mit der Blamage, daß sie seinen Neffen verhaftet hatten? . . . Am richtigsten wäre es wohl gewesen, sie wäre vom Geschäft aus direkt nach Hause gegangen . . .

Und es ging schon auf neun . . . Sie mußte sich entschließen! . . . wenn sie sich jetzt noch aufhielt, dann würde Adalbert vielleicht denken, sie käme heute überhaupt nicht mehr, und dann zogen er und seine Freunde womöglich los, auf den Hummel.

Nein! . . . sie wollte auf jeden Fall hin! . . . Um ihrem Bögen und Zaudern selbst ein Ende zu machen, rief sie eine Droschke an, sprang rein und sagte:

„Körnerstraße 27 . . . aber fix, Rutscher! . . .“

Während der Fahrt hatte sie gar keine angenehmen Gedanken. Die schreckliche Situation zu Hause schob sich immer wieder wie ein schwarzer Vorhang vor das üppige Bild des Amüsements, dem sie entgegenfuhr . . . Und dann bedrückte es sie auch, daß der Vater heute wohl zu Hause sein und sie vermissen würde . . . Sonst hatt' sie sich, wenn sie spät in der Nacht heimkam und er es einmal merkte, herausgeredet, mit Hilfe ihrer Mutter, die wie eine verschwiegene Freundin die heimlichen Wege ihrer Tochter vertuschte. Und das war nicht schwer, dem Alten gegenüber, der selten ganz nüchtern aus seinem Rauchklub, Skat- oder Gesangsverein heimkehrte . . . Auch die Mutter erfuhr nicht die Wahrheit. Aber die fragte auch selten. Es genügte der Frau, daß ihr schönes Kind Erfolge hatte und, wie sie wohl sagte, auch seinen Anteil vom Leben abbekam . . . Sie wußte am besten, wieviel lange, arbeitsvolle und entbehrungsreiche Jahre hindurch man nachher von diesen paar glänzenden Stunden zehren mußte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das vierbeinige Geschenk.

(Schluß.)

Inzwischen ist es Frühling, ist es Sommer geworden, und Männe zieht Feld und Garten dem Aufenthalt zu meinen Füßen bei weitem vor. Wenn Kinder im Garten sind, vor allem, wenn Roswitha dabei ist, bevorzugt er den Garten vor allen anderen Plätzen. (Auch ein Beweis für Mannes feinen Instinkt, daß ihm die Kinder lieber sind als die Erwachsenen.) Er erlaubt dann gütigst, daß man ihn spazieren fahre. Die Kinder setzen ihn in den Blodwagen, bedecken ihn bis an den Hals mit Birken-, Erlens- und Weidenläschen, so daß nur der interessante Kopf hervorschaut; zwei ziehen und eines geht hinterher und hält den Sonnenschirm über ihn. Er aber blickt um sich mit dem lässigen Behagen eines Elegants, der mit dem dicksten Gespann der Welt durch das Boulogner Wäldchen fährt.

Wenn keine Kinder da sind, bin ich ihm gut genug, ja, wenn ich Miene mache, nach der Stiefeln zu greifen, macht er die halbschamlosesten Versuche, mich zu küssen. Ich brauche von dem Worte „ausgehen“ nur die erste Silbe zu sprechen, so steht er schon tonneheulend an der Haustür. Es ist der Forscherdrang, der ihn hinausreibt. Denn unterwegs gibt es keinen Garten und kein Geschäft, keine Tür und keine Pforte, durch die er nicht eindringen, in eine gründliche Lokalinjektion vorzunehmen, so daß ich mir schon gedacht habe, er sei im stillen mit der Abfassung eines Adressbuches für Hunde beschäftigt. Man kann nie wissen, was in so einem Dadel steckt und was er vorhat.

Wenn weder die Kinder noch ich zu seiner Unterhaltung verfügbar sind, liegt er auf dem Rasen in der hellsten und heißesten Sonne. Es ist nicht zu sagen, was solch ein Tier an Sonne in sich aufnehmen und an Faulheit hervorbringen kann. Dadel sind der schlagendste Beweis gegen die Theorie, daß Wärme sich in Be-

wegung umsetze. Männe nun hat gar die Faulheit zur Genialität entwickelt. Der trügste Maurersmann ist eine Biene im Vergleich zu ihm, und wenn Otio der Faule ein Denmal erhalten hat, so verdient Männe eine ganze Siegesallee. Halbe Tage lang liegt er, den Kopf auf die Vorderpfoten gestreckt, in der Sonne und schlürft das Dasein in sich ein als ein Schlemmer, der die ewige Seligkeit durch einen Strohhalm einsaugt.

Nur zuweilen steht ihm der Sinn nach anderem Pläfler. Dann kommt niemand, auch der harmloseste Spaziergänger nicht, an unserem Garten vorbei, ohne daß ihn Männe ohne allen Grund und Zweck auf die heftigste Weise angebellt und angeknäuzelt hätte. Er bleibt wohlweislich hinter dem Gitter; aber er schnauzt wie toll: „Was haben Sie hier zu suchen! Scheren Sie sich augenblicklich fort, oder —!“ Ich denke mir, daß er in einem früheren Dasein Polizeibeamter in Deutschland gewesen ist, und daß es sich nur um gelegentliche Rückfälle, um eine Art Atavismus handelt.

Wenn er auch dieses Vergnügens müde ist und sich gar nichts anderes mehr bietet, trottet Männe nach dem Hintergarten und holt aus einem Versteck den ewigen Knochen hervor. Es ist ein vollkommen abgenagter, steinharter, gebleichter Knochen, von dem auch nicht das geringste mehr herauszubekommen ist; aber was will man dazu sagen? Man kann daran nagen und lauen. So hat der Mensch die Erinnerung. . . .

In Alexander Dumas' wundervollem Lügentoman „Der Graf von Monte Christo“ gibt es einen alten Mann namens Roirtier, der so schwer vom Schlage gerührt ist, daß er weder sprechen noch ein Glied rühren kann; aber Augen hat er, Augen, in denen sich sein ganzer Lebensrest konzentriert. Mit alleiniger Hilfe dieser Augen unterhält er sich, macht er Testamente, entlarvt er Giftmischerinnen, führt er Liebende zusammen — ich erinnere mich nicht, ob er auch Klavier spielt; aber Dumas würde auch das auf sich nehmen — kurz: macht der alte Herr Sachen, bei denen im Vollbesitz ihrer Kräfte befindliche Menschen in Schweiß geraten würden. An die Augen des Roirtier muß ich jedesmal denken, wenn ich in Männes Augen schaue. Auch er macht und sagt mit den Augen alles. Es gibt nichts Klügeres und dabei Unergründlicheres als Dadelaugen, nichts Ausdrucksvolleres, Wechselvolleres als ein Dadelgesicht; denn der Dadel ist derjenige unter den Hunden, der ein wirkliches Gesicht hat. Manchmal, wenn ich ganz allein bin und keinen anderen Gesellschafter habe als ihn, spreche ich stundenlang mit ihm die tiefsten Dinge über moderne Literatur und Kritik. Das Resultat dieser Dialoge gedenke ich einmal als „Unterhaltungen mit einem Hunde“ herauszugeben. Wie köstlich sind auch seine Antworten, wenn er sich in meiner Abwesenheit eine Wurst vom Frühstückstisch geholt hat!

„Ach bitte, verehrter Männe, komm doch mal her!“ Seine ganze Reaktion besteht darin, daß seine Ohren leise zuken.

„Männe!“

Er hebt langsam den Kopf von den Pfoten.

„Hörst Du nicht, Männe?“

Er erhebt sich langsam und streckt sich in den Vorderbeinen.

„Hierher, Männe!“

Er wiederholt dieselbe Freiübung in den Hinterbeinen

„Na?“

Jetzt läßt er sich langsam herbei.

„Wo ist die Wurst geblieben?“

„Wie meinen?“ versteht er, indem er mit sanftem Augenausschlag den Kopf auf die Seite legt.

„Wo die Wurst geblieben ist, will ich wissen.“

„Sie verzeihen, ich höre auf diesem Ohr nicht gut,“ erklärt er und neigt den Kopf auf die andere Seite.

„Wer hat die Wurst hier weggenommen?“

„Gestatten Sie eine Frage: Was ist Wurst?“ erwidert er.

Ich ziehe ihn an seinem Halsband an den Tisch, stelle ihn auf einen Stuhl und deute auf den Teller, um ihm seine Schandtat durch die Sinne in Erinnerung zu bringen.

„Ich danke,“ bemerkt er, „ich habe keinen Appetit.“

„Pui, Männe,“ ruf ich, indem ich ihn schüttle, „Du stiehlt Würste? Schäm Dich, Du Lump!“

Er blickt mich voll an mit den Augen des Herrn Roirtier und versteht: „Auf diesen Ton eingugehen verbieten mir Erziehung und Selbstachtung.“

Kurz, es ist ihm nicht beizukommen. Er stellt sich konsequent auf den Standpunkt: „Solange man unschuldig tut, kann man noch Dumme finden, die's glauben“, und erinnert mich dann immer an den bekannten biederen, krummbeinigen Bürgermann, der es faulstüdt hinter den Ohren hat und die allgemeine Achtung seiner Mitbürger genießt.

Nun wird mir vielleicht der eine oder andere meiner Leser einwenden, ich übertriebe und schätze die Intelligenz meines Dadels denn doch zu hoch ein. Solchen Opponenten will ich noch ganz was anderes sagen. Die Menschen haben jahrtausendlang die Erde für das Zentrum des Weltgebäudes gehalten und sind furchtbar damit hineingefallen. Dann hat es noch lange Zeit Leute genug gegeben, die da hofften, daß wenigstens der Mensch das Zentrum der Welt sei. Ihre Blamage hat nicht auf sich warten lassen. Daß er Gipfel und Zentrum der organischen Erdentwelt sei, das glaubt der Mensch noch heute. Wie aber, wenn er eines

Tages auch von diesem selbstgezimmeren Throne verjagt würde und in irgendetwas Tier eine weit intelligentere und ehrenwertere Gattung erkennen müßte? „Hol! hör' ich einige rufen. Bitte: ich stand vor einiger Zeit vor dem Ladenfenster eines großen Bankiers, allwo man Münzen in Silber und Gold und unzählige Banknoten und Wertpapiere aus aller Herren Ländern, alles in allem ein beträchtliches Vermögen ausgestellt sah. Da kam ein riesiger Hund und daher, und was tat dieser Hund? Er warf einen kurzen Blick in das Schaufenster und nahm dann diesen Schächer gegenüber eine Stellung ein, wie sie die Hunde an Ecken, Säulen, Laternenpfählen und dergleichen nicht selten einnehmen. Kann ein zynischer Philosoph eine größere Ueberlegenheit beweisen? Ja, noch mehr; dieselbe Stellung sah ich bald darauf einen Hund vor einem Bücherladen einnehmen, und zwar genau an der Stelle, wo das Buch eines meiner literarischen Gegner — ich will den Namen nicht nennen — ausgelegt war. Wo findet man bei Menschen ein so sicheres Urteil? Nun ja, wendet vielleicht ein Mann von großer Vernunft ein: der Hund weiß eben nicht, welchen Wert eine Obligation der Oesterreichisch-ungarischen Staatsbahn repräsentiert; man halte ihm aber eine Wurst hin, und man wird sehen, wo seine Ueberlegenheit bleibt! Das ist ja eine sehr vernünftige und ernsthafte Bemerkung; indessen: ich habe Hunde nach einer Wurst springen, schnappen und lungern sehen, und habe Politiker, Künstler und Gelehrte nach einem Orden springen, schnappen und lungern sehen, und ich muß euch sagen: ich habe stets die Bewegungen des Hundes anmutiger und würdiger gefunden. Und dann, wie gesagt, wenn ich Männer soeben eine Gothaer Zerkelwurst geschenkt habe und im nächsten Augenblick auf Roswitha losfahre, als wollte ich ihr ein Leids tun, so sch n a p p t er nach mir mit wütendem Gebell. Bringt mir ein Analogon aus der Menschenwelt.

Nein, ich laß es mir nicht nehmen: der Hund, wenigstens der Dadel, besitzt Dualitäten, die ihn sogar zu hohen Stellungen in unserem Staatswesen berechtigen. Männer zum Beispiel liebt es in Winterzeiten, sich, wenn er nicht über meine Füße verfügen kann, möglichst unmittelbar vor den glühenden Ofen zu legen. Da ich das für ungesund halte, so pflege ich es nicht zu dulden.

„Na—?“ rufe ich dann in ziemlich energischem Ton, worauf er leise mit den Ohren zuckt und über die Pfoten hinweg nach mir hinschleicht. (Vergleiche die Darstellung von vordem.)

„Na, Männer!“ rufe ich lauter, worauf er langsam den Kopf hebt, ganz wie oben und wie immer.

Ich muß also erst zu ihm herantreten und mit nicht mißzuverstehender Gebärde rufen:

„Gehst du jetzt augenblicklich fort?“

Dann erhebt er sich, dreht sich einmal langsam um sich selbst und legt sich wieder nieder. Er glaubt damit bei mir die Täuschung zu erzielen, daß er vom Ofen weggerückt wäre.

„Männer, wenn du jetzt nicht sofort —!“

Da erhebt er sich abermals, dreht sich einmal auf der Stelle, legt sich wieder hin und spricht zu mir mit den Augen eines Engels:

„Sie sehen, ich tue alles, was Sie von mir wünschen.“

Da frage ich: man verwendet die Hunde jetzt auf allen Gebieten, bei wissenschaftlichen Forschungen, bei der Polizei, in der Armee — warum nicht in der Diplomatie?!

Um aber vollends ernst zu reden: Wenn ich gesehen habe, wie Tiere von Menschen gequält, geschunden und mit Mühsal überladen wurden, wenn ich den Blick gesehen habe, mit dem ein Pferd die Koseit seines Herrn trägt, ohne zu ver gelten, wie es doch wohl könnte, dann ist mir mehr als einmal der Gedanke gekommen: sie befolgen die Philosophie, die die Menschen von den Kanzeln predigen: Liebet eure Feinde und widerstretet nicht dem Uebel; denn ihm widerstreben, heißt es vermehren. Und dann ist mir noch immer vor meiner Gottähnlichkeit bange geworden.

In Summa: ich lerne Roswithens Sympathien täglich mehr verstehen, und jetzt find' ich auch, daß Männer schön ist, schon wie Engel voll Walthallas Wonne, und weiß auch, woher er die krummen Beine hat. Er wäre sonst zu schön gewesen, darum krummte ihm der Neid der Olympischen die Beine. Zwar finde ich, daß er bei der guten Kost etwas in die Breite geht, daß er einer Rudelmalze ähnlich wird wie ein zu gut gepflegter erster Held und Liebhaber; aber Roswithens Liebe ist blind. Sie hat mir auch ganz heimlich, damit es Männer nicht höre, ins Ohr geflüstert, was sie ihm zur bevorstehenden Weihnacht berehnen will. Sie will ihm ein Halsband stiden, ihm eine Wurst und ein Tannenbäumchen schenken. Das Bäumchen hat sie schon leise herbeigeschafft, als er schlief, und wenn sie an dem Halsband stidt und Männer zur Tür herein kommt, verbirgt sie es schnell unter dem Tisch. Auch hat sie mir bereits anvertraut, was sie sich zur wiederum nahenden Weihnacht wünscht: ein Lamm, eine Ziege, zwei Kaninchen, einen Laubfrosch, einen Kanarienvogel und noch einen Dadel. „Weiß du warum, Pappi? Denn kriegen sie fürleicht Junge, un denn kriegen wir immer mehr Dadel!“

Die Schwarz-Weiß-Ausstellung der Sezession.

Die winterlichen Veranstaltungen der Berliner Sezession führen sehr mit Unrecht den Namen Schwarz-Weiß-Ausstellungen. Sie sind den zeichnenden Künsten im weitesten Umfang gewidmet und um-

fassen neben Radierungen, Lithographien, Holzschnitten und Bleistift-, Kohle-, Kreide- und Federzeichnungen auch Aquarelle und Pastelle in großer Anzahl, so daß einige Säle in farbiger Pracht getrost mit den Darbietungen der Sommerausstellung wetteifern können. Ich glaube, es wäre zweckmäßiger, wenn man auf die beiden letztgenannten Kategorien verzichtete und sich ausschließlich auf Werke der eigentlichen „Griffelkunst“ beschränkte, die ohne Unterstützung der Farbe allein durch die Zeichnung, die Linie wirken wollen. Ich verlange das nicht aus Pedanterie, etwa um den Namen Schwarz-Weiß-Ausstellung zu rechtfertigen, sondern weil man dadurch auf der einen Seite der Veranstaltung ein einheitlicheres Gepräge geben und auf der anderen Seite mehr Platz für Werke der graphischen Künste im engeren Sinne gewinnen würde. An Erzeugnissen der vollstimmlichen reproduktiven Techniken fehlt es fast gänzlich. Wir finden fast nur wertvolle und teure Kunstblätter, während die eigentliche „Illustration“ stiefmütterlich behandelt ist. Nach dieser Richtung hin müßten die Winterausstellungen der Sezession unbedingt reformiert werden, und man könnte hier ohne Schwierigkeit Abhilfe schaffen, wenn man etwa den großen Hauptsaal (IX) für solche Zwecke reservierte.

Diesmal beherbergt der Hauptsaal Werke, die in die Ausstellung überhaupt nicht hineingehören. Da sind zunächst die riesigen Dioramabilder von Ferdinand Hodler, „Der Aufstieg“ und „Der Abstieg“. Auf dem ersten erklimmt eine Touristengesellschaft eine steile Felswand, auf dem zweiten wird sie von einer Lawine verschüttet. Die Bilder sind, wie der Katalog mitteilt, im Auftrage eines „Kunstfreundes“ gemalt. Mit Kunst haben sie indessen kaum etwas zu tun. Es sind recht ordinäre Sensations-schinken, die auf die schwachen Nerven der Beschauer spekulieren und in die Schreckenkammer eines Panoptikums gehören. Die Figuren mögen leidlich solide gemalt sein, aber das Landschaftliche wirkt wie eine plumpe Leinwandlulise, und im ganzen überwiegt der Eindruck grober, effethaltender und wohlfeiler Theatralik. Ersreulicher sind die im selben Saal hängenden Arbeiten von Arnold Waldschmidt. Namentlich der große Entwurf zu einem Wandbilde „Prometheus“ zeigt, wenn auch die Flächen zum Teil unbeseelt bleiben, in den großzügigen, kräftigen und temperamentvollen Silhouetten eine beachtenswerte monumentale Begabung.

Die Säulen der Sezession sind auch auf dieser Winterausstellung fast ohne Ausnahme vertreten: Peistilow, Leibl, Thoma, Kalkreuth mit zahlreichen Radierungen, Lithographien und Aquarellen. Von Trübner ein paar eigenartige Radierungen, die fast holzschnittmäßig wirken und jene ruhige Kraft und Kernigkeit zeigen, die für die Kunst des Meisters charakteristisch ist. Von Seibvogt einige dreißig Lithographien zum „Lederstrumpf“, von Corinth neben zahlreichen Radierungen und Zeichnungen 7 grellbunte und wenig geschmackvolle Lithographien zum „Buch Judith“, von Liebermann eine sehr reichhaltige und wertvolle Kollektion, in der namentlich die mit dem Pastellstift rasch hingewischten farbigen Impressionen von Strandscenen und Dünenlandschaften durch ihre sichere Beobachtung und glänzende technische Bravour auffallen. Die großen französischen Meister Manet (Lithographien, von denen einige an Daumier erinnern, und 30 Radierungen in einer Mappe), Rodin, Signac, Toulouse-Lautrec, Pissarro und Renoir repräsentieren neben dem Schweden Jörn die ältere impressionistische Richtung des Auslandes.

Als eine sehr verständige Neuerung im Arrangement der Ausstellung ist es zu begrüßen, daß die Kunstwerke diesmal ziemlich streng nach den einzelnen Techniken geordnet sind. Drei Säle (VI, VII, VIII) gehören den Zeichnungen, zwei (III und IV) den Radierungen, einer der Lithographie (V), einer dem Holzschnitt (I) und einer den Aquarellen (II).

Unter den Zeichnungen sind in erster Linie die wunderbaren Blätter des großen Holländers Vincent van Gogh zu beachten. Sie scheinen, ebenso wie die Gemälde des Künstlers, aus kurzen Stiften und gekrümmten Bürmern mosaikartig zusammengesezt und geben ein überraschendes Bild von der Vielseitigkeit ihres Schöpfers. Man lernt in einigen dieser Arbeiten von Gogh von einer ganz neuen Seite kennen, z. B. in der großen Zeichnung „Feldarbeiterin“, deren ruhige schlichte Einfachheit einen seltsamen Kontrast zu der sonstigen vibrierenden Nervosität des Künstlers bildet und ein wenig an Millet und Meunier erinnert. Ist bei Gogh alles urwüchsiges Temperament und ungebrochene Eigenart, so spricht aus den Zeichnungen des Constantin Guys vor allem die raffige Eleganz einer alten künstlerischen Kultur. Seine graziosen, leicht dahinrollenden Equipagen und seine langhalsigen schlankbeinigen Pferde zeugen weniger von scharfem naturalistischem Naturstudium als von der virtuososen Fähigkeit, auf Grundlage einer sicheren Tradition spielerisch, geistreich und originell zu schaffen. Auch der Schwede Karl Larsson ist mehr ein Kultur- als ein Naturprodukt. In seinen feinen und liebenswürdigen Arbeiten bewundern wir in erster Linie die leichte Nahe, den eleganten Schnörkel und den weichen Linienfluß. Max Beckmann, von dem sich die sezessionistischen Kreise einst großes versprochen, bemüht sich auch in seinen Zeichnungen als Kraftgenie zu positionieren und die karikaturistischen Mäßen, mit denen Hans Baluschek seine monotonen Schilderungen des Berliner Vorstadtlebens interessant zu machen sucht, wirken hier um so peinlicher, als in unmittelbarer Nachbarschaft einige Proletarierbilder von Käthe Kollwitz hängen, deren echte und tiefe Empfindung und herber Wahrheitsmut alle

Ankerliche Effekthalderei verschmähen und allein durch die monumentale Größe der Auffassung und Darstellung zu wirken suchen.

Die zahlreichen Arbeiten von Jan Toorop, die zum Teil Zeichnungen, zum Teil Radierungen sind, beweisen zwar, daß dieser seltsame Künstler in vielen Sätteln gerecht ist, geben aber doch kaum einen leisen Begriff von seiner wirklichen Bedeutung. Gewiß ist das Beste an seiner Kunst die Linie, aber nicht die zarte, mit dem Bleistift oder der Nadiernadel hingesezte, sondern die große, strenge, wichtige Linie, die ausgedehnte Mauerflächen beherrscht. Sehr schöne Blätter sandte Hermann Strauß, der mit gutem Geschmac und großer Gewandtheit der Aetz- und Kaltnadeltechnik ihre besonderen charakteristischen Reize abzugewinnen versteht. Marcus Weymer zeigt in einigen grotesken Blättern seine stark spleenige Eigenart, die trotz aller schmürzigen Phantastik meist nüchtern und langweilig wirkt, und von dem recht präntend auftretenden Adolf Schinnerer („Simson“, Zylus von 12 Radierungen) gestehe ich, überhaupt keinen Eindruck empfangen zu haben.

Aus der großen Anzahl von Lithographien, die den wertvollsten Teil der Ausstellung bilden, hebe ich vor allem die interessanten Blätter von Puvis de Chavanne und Paul Gauguin hervor, den beiden großen Pfadfindern der monumentalen Malerei des modernen Frankreichs, sowie die Arbeiten des genialen Norwegers Edward Munch, an dessen nicht leicht verständliche Eigenart sich unser Publikum immer mehr zu gewöhnen scheint. Für den Franzosen Fritz Drehe ist in letzter Zeit die Reklametrummel mächtig gerührt worden. Ich vermag seinen streng altmeisterlich stilisierten Blättern keinen Geschmack abzugewinnen. Seine künstliche Naivität erscheint mir meist fade, seine gemachte Sprödeheit allzu hölzern und ungelent.

Nicht sehr vieles, aber fast nur gutes ist unter den Holzschritten zu finden. Originelle Arbeiten von Georg Tappert, Heine Nath, Hugo Krahn, Wilhelm Laage, Walter Klemm (ein sehr feines Blatt „Brüde“) und Moriz Melzer. Es sind fast alles junge und jüngste Künstler, die sich in dieser lange Zeit ungebührlich vernachlässigten Technik versuchen. Bezeichnenderweise dominiert der dekorative Farbenholzschmitt, der ja auch am meisten den Tendenzen entspricht, die die neueste Richtung in den bildenden Künsten beherrschen.

Die Räume der Ausstellung sind von E. N. Weiß und Karl Wasser sachgemäß und geschmackvoll decoriert. Man hat ohne alle Aufdringlichkeit und Pompentafelung das gewiß nicht leichte Kunststück fertig gebracht, jedem Raum ein eigenartiges, intimes und einheitliches Gepräge zu geben.

John Schilowski.

Kleines Feuilleton.

Literarisches.

Nicolaus Klosshuber: „Unter der Pödelhaube“. (Verlag M. Ernst, München.) Weil von Köpenick nach Jena nicht gar so weit ist und andererseits „dafür zu sorgen, daß die preussischen Heimschützen, die alle Jahre länger werden, nicht in den Himmel wachen“ — deshalb scharf Klosshuber diese zehn Militärhumoresken zu Ruh und Frommen für alle Ferienlokosten oder die's werden müssen. Zwar ist es „leichtes Gepäck“, aber trotzdem bilden diese soldatischen Schnaden und Schurren in der humoristischen Militärliteratur doch eine Anekdote. Wenn sonst immer die Häupter der Vorgesetzten, insofern sie Offiziersrang haben, mit einer Gloriole unwiderstehlichen Geldentums umgeben waren, so erscheinen sie hier in anderer Beleuchtung. Nicht wie die meisten Militärhumoristen glauben machen, die „gemeinen“ Soldaten, sondern die Herren Leutnants, die Kompagnieväter- und -mütter bis herab zum eben erst neugeborenen „Stellvertreter Gottes“ paradien recht eigentlich als dumme und von ihren Untergebenen oft witzig an der Nase herumgeführte „Auguste“. Preussischer Drill und preussisch-militärischer „Zest“: — giebt es, seit der Köpenicker Schuster ein so pyramidales Exempel statuiert hat, noch etwas „Lächerbareres“ in der Welt? Auch in diesen Humoresken lichter und lichter.

Hygienisches.

Die Bedeutung der Atemgymnastik. Es gehört zu den gewöhnlichsten Ratsschlägen der Gesundheitspflege, man soll ruhig, langsam und tief atmen. Für dies Verfahren ist das besondere Wort Atemgymnastik erfunden worden. Ohne Zweifel kann ein erzwungenes ruhiges Atmen den Zustand einer Aufregung oder eines vorübergehenden Unwohlseins merklich abkürzen und lindern. Diese Erfahrung werden Leute mit genügender Willenskraft oft machen können. Auch sonst ist die Forderung der Atemgymnastik insofern berechtigt, als dadurch die Lungen besser ausgedehnt und die Muskeln des Brustkorbs geübt und gestählt werden. Man braucht ja bei der gelegentlichen Beobachtung einer solchen Vorchrift nicht gleich in Pedanterie zu verfallen. Man hat es aber den Anschein, als ob es bei dieser Gymnastik ebenso wie bei anderen Verlättungen, die mit dem gleichen Namen besetzt werden, sehr darauf ankommt, mit richtigen Mäßen zu verfahren. Darauf deutet das Ergebnis von Versuchen, die Professor Comstock in der Wochenschrift „Science“ mitgeteilt hat. Es kam diesem Forscher darauf an, die Wirkung erzwungener Bergativ. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag:

tiefer Atmung auf verschiedene Funktionen des menschlichen Körpers festzustellen, wenn sie mehrere Minuten lang aufrechterhalten blieb. Als die Folgen bezeichnet er kurz vier Punkte: eine erhebliche Verlängerung der Frist, in der man den Atem anhalten kann; eine beträchtliche Anregung auf die geistige Tätigkeit; eine merkliche Steigerung der körperlichen Leistungsfähigkeit für eine kurze Zeit; ein Anwachsen in der Häufigkeit des Pulsschlags. Was nun diese Punkte im einzelnen betrifft, so ist gleich der erste recht merkwürdig. Es wurde festgestellt, daß nach vier Minuten angelegter Atemübung der Atem für 3 1/2 Minuten angehalten werden konnte, während ohne diese Vorbereitung die Grenze schon bei 56 Sekunden, also nahezu nur dem vierten Teil der Zeit, lag. Selbstverständlich findet die Verlängerung der Frist ihre bestimmte Grenze, die bei 3 Minuten 34 Sekunden zu liegen scheint. Immerhin beweist dieser Umstand, welchen Einfluß das tiefe Atmen schon innerhalb weniger Minuten auf die Atmungsorgane auszuüben vermag, und dieser Einfluß hielt noch recht lange an, nachdem das „Anwachsen“ der Lunge durch die Atemgymnastik geschehen war. Dies läßt fast auf eine vorübergehende Veränderung in der Blutzusammensetzung schließen, was freilich eine Einwirkung von ganz außerordentlicher Größe anzeigen würde. Nicht geringer scheint der Einfluß auf die Geistesfähigkeit zu sein. Professor Comstock hat an sich selbst die Erfahrung gemacht, daß ein Gefühl der Trägheit oder Schläfrigkeit oder geistiger Ermüdung im allgemeinen, auch wenn sie sehr erheblich gewesen ist, durch ein tiefes Atmen von zwei Minuten Dauer in halbstündigen Zwischenräumen fast vollkommen überwunden werden kann. Daß ein gleiches von der Muskelermüdung zu sagen ist, kann danach nicht wundernehmen. Eine schwierige Armübung mit schweren Gewichten, die von der Versuchsperson unter gewöhnlichen Umständen nicht mehr als zwanzigmal wiederholt werden konnte, gelang nach 4 Minuten tiefer Atmung 27mal. Der Pulsschlag endlich steigert sich nach ebenso langer Atemgymnastik von 65 auf 106 Schläge in der Minute, und diese Tatsache dürfte für sich allein eine Erklärung für die anderen Folgen andeuten. Merkwürdig ist die Erscheinung, daß bei dem tiefen Atmen die Zeiterschöpfung verloren geht, indem die letzte Hälfte der Frist einer solchen Übung außerordentlich schnell zu vergehen scheint.

Aus dem Tierreiche.

Der Hund als Feind des Menschen. Es gibt viele Menschen, die jede Spinne töten, weil sie so „elzig“ ist, die harmlose Blindschleichen und Ringelnattern erschlagen, weil sie giftig sein könnten, die aber ohne Bedenken ihren Hund streifen, sich von ihm lecken lassen, ihm die Zeller vom Tische zum „Reinigen“ geben usw. Und doch ist der Hund, wie Dr. Konrad Guenther in seinem soeben erschienenen Buche „Der Naturschuh“ nicht ohne Berechtigung schreibt, das weitaus schädlichste Tier, das es in unserer Heimat gibt, gegen dessen Gemeingefährlichkeit kein Tier des Waldes aufkommt. Denn er ist der Träger unter anderem eines fürchterlichen Parasiten aus dem Geschlechte der Bandwürmer, des Schinokollus, der in vielen Exemplaren in winziger Kleinheit in seinem Darne schwarzet. Immerfort treten die prall mit Eiern gefüllten Endglieder der Würmer, die nur mit größter Mühe zu entdecken sind, aus dem After des Hundes heraus, teils mit, teils ohne den Kot. Diese Glieder bleiben sehr leicht haften und geraten etwa von dem Gras einer Wiese mit diesem zusammen in den Darm eines Hasen, Schweines, Kindes oder dergleichen, wo sich aus den Eiern winzige Larven entwickeln. Diese dringen durch die Darmwand in das Innere des Körpers ein und wachsen dort zu faust- und kindkopfgroßen Blasen aus. So ruhen sie, bis das Fleisch von einem Hunde gefressen wird und sich aus den Larven im Hundedarm wieder die Bandwürmer entwickeln. Nach dem Bericht des Karlsruher Schlachthaus vom Jahre 1904 wurden in diesem Jahre in den geschlachteten Tieren 439 Schinokollusblasen gefunden. Und im Berliner Schlachthaus werden jährlich über 32 000 schinokollushaltige Eingeweide vernichtet. Das läßt einen Schluß zu auf die ungeheure Anzahl der von diesen Parasiten befallenen Hunde; denn es ist ein großer Zufall, daß ein Hund gerade Gras abweidet, auf dem ein Hund ein Glied seines Wurmes verloren hat. Das Gefährliche ist nun, daß die Eier dieses Bandwurms, auch wenn sie in den Darm des Menschen geraten, sich entwickeln und in Leber, Herz oder Gehirn die riesigen Blasen bilden, die in den meisten Fällen den Tod, oft verbunden mit vorhergehendem Irfsinn, zur Folge haben. Die Gefahr ist besonders groß wegen des vertrauten Umganges des Menschen mit dem Hunde, der so oft gestreichelt und gar geküßt wird, trotzdem er sich im Kote anderer Hunde wälzt und, wie Leuckart sagt, ebenso oft seinen After wie die Hand seines Herrn leckt. Man sollte deshalb dem Hunde unter allen Umständen Küche, Wohnzimmer und Kinderstube verbieten; ebenso sollten weder im Schlachthaus noch im Metzgerladen, ebenso wenig wie in Restaurants Hunde geduldet werden.

*) Dr. Konrad Guenther: „Der Naturschuh“, Freiburg 1910, Verlag Fehsenfeld, geh. 3 M. Ein Buch, das in sehr ansprechender Form über die Bedeutung der Natur für Volk und Vaterland Maßregeln gegen die Naturdünge usw. handelt und sich mahnend an jeden Naturfreund, an den einzelnen sowohl wie an die Massen wendet.

Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt: Paul Singer & Co., Berlin SW.